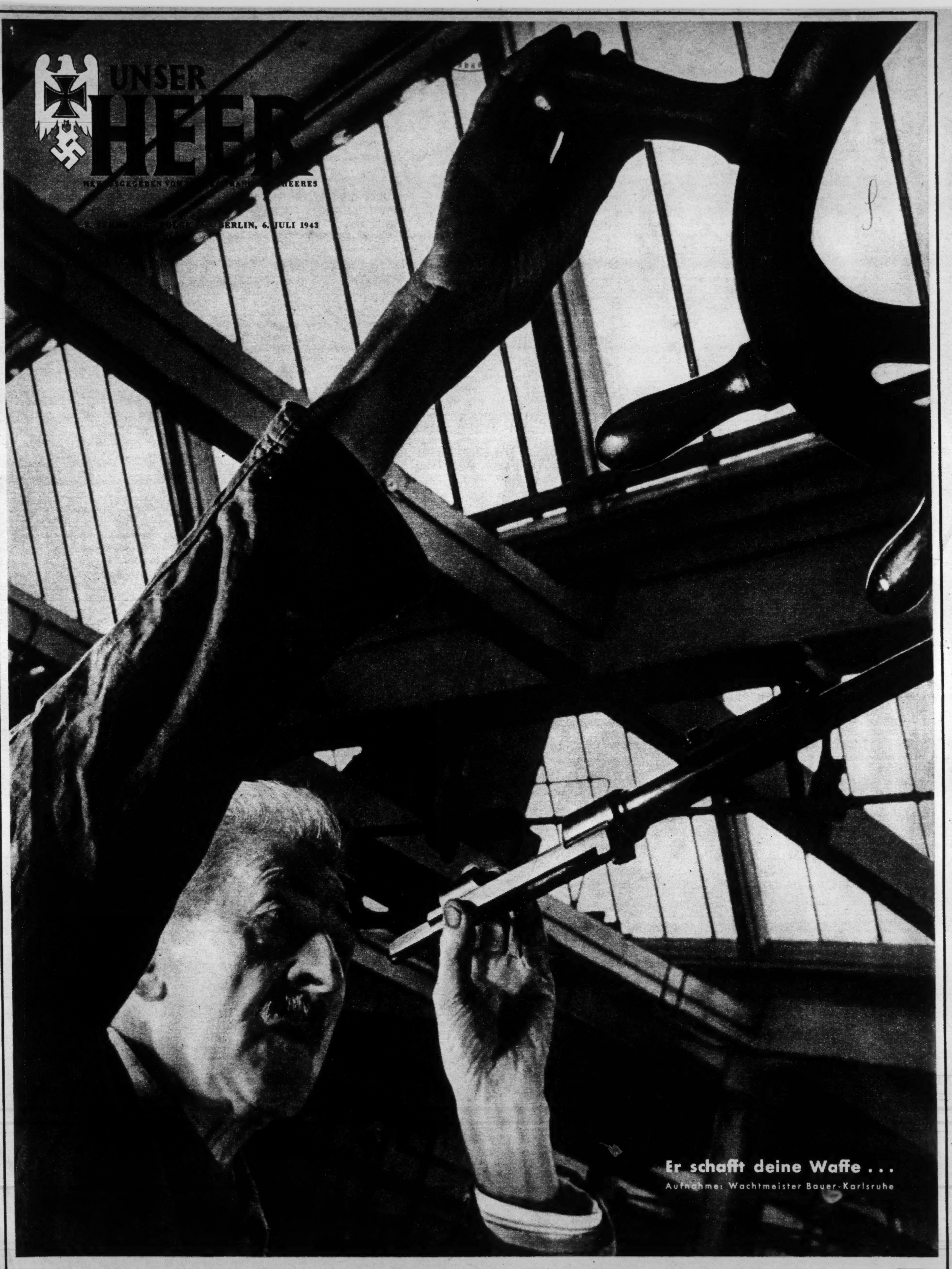


Er schafft deine Waffe . . .

Aufnahme: Wachtmeister Bauer-Karlsruhe

Was hier an Opferwilligkeit und uneingeschränkter Bereitschaft zu selbstloser Mitarbeit immer wieder festgestellt werden konnte, gibt auch uns in der Führung der Rüstung den notwendigen Schwung, um immer wieder neue Ziele anzustreben

Reichsminister SPEER über den deutschen Rüstungsarbeiter in seiner Rede vom 5. Juni 1943

ZEICHEN DER BEWÄHRUNG

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (X)

Georg Grabenhorst kommt zum zweiten Male in unserer Reihe zu Wort. Er wurde am 21. Februar 1899 in Neustadt bei Hannover geboren und lebt heute in Hannover. Im Mittelpunkt seines literarischen Schaffens steht das Weltkriegserlebnis. Sein Erstlingswerk, der Roman „Fahnenjunker Volkenborn", gestaltet das Schicksal eines jungen Menschen, dem der Krieg zum seelischen Umbruch wird. Außer diesem bekanntesten Werk des Dichters sind zu nennen das Buch „Merve", der Roman eines jungen Mädchens, die Erzählungen „Regimentstag" und „Unbegreifliches Herz" sowie die Sammlung „Späte Heimkehr" und eine zarte Liebesgeschichte, „Die Reise nach Luzern".

Lieber Diederichsen, zu Ihrem letzten Brief wäre eigentlich so viel zu sagen, daß ich schon deshalb wünschte, wir könnten einmal wieder richtig miteinander sprechen, gingen wieder wie bei Ihrem letzten Urlaubsbesuch ganz um den Maschsee herum und brächten dann zum Abendbrot einen guten Hunger mit nach Hause. Aber was den Urlaub angeht, so muß ja in der Kompanie jeder mal drankommen, und also wird es wohl noch eine Weile dauern, und wir müssen uns mit Briefen behelfen.

Was Sie da schreiben „von den bunten Bändern im Knopfloch und den sonstigen Dekorationsstücken, die sich so nach und nach auf der gewölbten Männerbrust versammeln", das hätte ich an Ihrer Stelle vermutlich genau so hinschreiben können. Aber nun sitze ich hier im Hintergrund, ohne all mein Verdienst und Würdigkeit zwei Jahrzehnte älter und dienstuntauglich, und da sieht das alles doch etwas anders aus. Sie meinen, daß das Eiserne Kreuz zwoter Klasse kaum noch der Rede wert ist, daß die jungen Mädchen auch das EK I nur ausnahmsweise bemerken und erst beim Deutschen Kreuz in Gold oder beim Ritterkreuz anfangen. Das mag wohl sein. Sie haben bei den jungen Mädchen gewiß mehr als ich Gelegenheit gehabt, in dieser Beziehung Erfahrungen zu sammeln. In den illustrierten Zeitungen und am Radio ist ja meist nur von den Ritterkreuzträgern die Rede und von denen, die das Eichenlaub, die Schwerter und Brillanten dazu erhalten. Ich gebe zu, daß dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit leicht von den geringeren Klassen der Ehrenzeichen abgelenkt wird. Von der öffentlichen Anteilnahme und Meinungsbildung her gesehen, hat das auch sein gutes Recht. Da geht es ja um das Hervorragende, das Außergewöhnliche, das die Pflichterfüllung der großen Menge, die „ortsübliche" Tapferkeit unserer Männer voraussetzt. Mit vollem Recht werden diese ungewöhnlichen Leistungen also in das öffentliche Bewußtsein gerückt. Nur die Oberflächlichen im Volk, wozu ja auch manchmal reizende junge Mädchen gehören sollen, werden aber dadurch abgestumpft gegenüber der Erscheinung des Soldaten, der nicht weiter hervorragt und es nur oder noch nicht einmal zum EK II gebracht hat. Darf das ein Kriterium sein für den Wert oder den Unwert der „gewöhnlichen" Auszeichnungen?

Es geht jedoch, wie ich glaube und zwischen Ihren Zeilen herauslese, hier gar nicht so sehr um die Einschätzung der Auszeichnung bei anderen Leuten oder gar bei den erwähnten jungen Damen, sondern unter den Soldaten selbst. Und das erscheint mir doch das Wichtigste. Glauben Sie mir, unter meinen Kameraden ist damals 1917 und 1918 der Kreuzessegen von oben genau so mit Abstand betrachtet worden wie bei Ihnen. Ich vergesse nicht, wie wenig vorschriftsmäßig sich der gute Fritze Peimann, der freche Hund, darüber äußerte. Er war der erste Patrouillengänger des Regiments, und doch wurde es Sommer 1918, bis er das EK I erhielt. Woran es aber bei ihm lag, war für die Kameraden und für ihn selbst sonnenklar: an der frechen Schnauze. Er konnte und konnte sie nicht halten. Unserem Kompanieführer, dem guten Felix, hat er oft das Leben damit recht schwer gemacht. Der wußte wohl, was er an Fritze Peimann hatte, aber Disziplinlosigkeiten konnte er nun einmal nicht durchgehen lassen. So kam es, daß Fritze Peimann so spät zu seiner verdienten Auszeichnung kam. Unser Felix, wie er in der Kompanie hieß, hätte wohl trotz allem schon eher dafür gesorgt, aber er mußte zu früh ins Gras beißen, und nachher bei den zunehmenden Verlusten wechselten seine Nachfolger zu schnell. Als wir von Ypern zurückgekommen und im Ruhequartier von den fälligen Kreuzen gemurmelt wurde, hatte er einmal gesagt: „Kinder, verdient habt ihr sie alle. Der liebe Gott aber bin ich nicht. Wenn ich nur ein halbes Dutzend in die Kompanie bekomme, so muß ich schon an den Knöpfen abzählen. Das seht ihr doch wohl ein?"

Wir sahen das ein. Wir sahen ja selbst, wie es zuging. Wo hat ein Kompanieführer im Einsatz Gelegenheit dazu, hinter jedem einzelnen Mann zu stehen und aufzupassen, wie er sich benimmt? Seine Unterführer werden nach bestem Wissen und Gewissen urteilen, aber auch für sie wird es oft nicht leicht sein, einen Menschen bis in den letzten Winkel seiner Seele zu erkennen. Wir sind nun einmal alle verschieden in Temperament und Charakter und geben nicht nur unseren Frauen und guten Freunden, sondern erst recht unseren Vorgesetzten, ob es uns nun bewußt ist oder nicht, manches Rätsel auf. Da kann es vorkommen, daß gerade der ordentliche, in seinem Auftreten bescheidene Soldat zunächst übersehen wird. Das aber, und dies ist der springende Punkt, darf an dem Wert der Auszeichnung als solcher nicht irremachen. Unter den Kameraden weiß doch jeder, was er vom anderen zu halten hat, und die wirkliche Tüchtigkeit und Tapferkeit eines Mannes kann wohl einmal übersehen, nicht aber auf die Dauer verkannt werden.

Im übrigen ist die Auszeichnung ja nicht unbedingt ein Diplom für die allgemein menschliche Haltung des Mannes, sondern nur für seine bewiesene Tapferkeit und den Erfolg seiner militärischen Leistung. Es kann einer der tüchtigste Kerl sein und doch ewig undekoriert bleiben, sofern ihm nicht die Gelegenheit gegeben wird, einmal zu zeigen, was in ihm drinsteckt. Dafür gibt es Beispiele genug. Zuletzt, lieber Freund, kommt es ja doch nicht auf die äußeren Zeichen der Anerkennung, sondern auf die Selbstachtung, das gute Gewissen und die Herzenskraft des Mannes an, die uns auch frei macht von den hinter allem Spott und Hohn schwermütig verborgenen Gefühlen des Überdrusses und des Neides, die uns wohl einmal beschleichen wollen.

Um mich noch deutlicher auszudrücken: ich selbst habe es über das EK zwo nicht hinausgebracht, und wenn ich mir nach dem Weltkrieg auf den Regimentstagen und bei ähnlichen Gelegenheiten so die Ordensschnallen ringsum betrachtete, so hätten mich weiß Gott manchmal Minderwertigkeitsgefühle ankommen können. Aber einmal kannte ich meine Leute doch noch ganz gut aus den Trichterfeldern her, wo der Mensch bekanntlich anders aussieht als nachher auf dem Parkett (und nicht nur anders aussieht, sondern sich zuweilen auch anders benimmt), und zum anderen, das möchte ich Ihnen doch besonders eindringlich sagen, habe ich mir vor diesem „gewöhnlichen" EK II die Achtung bewahrt. Ich denke zunächst nicht daran, wo und wofür es andere bekamen, sondern wofür ich es selber trage, und das galt ja unter denen, die dabei waren, als eine ganz solide Angelegenheit. Als die erste Klasse hätte in Betracht kommen können, war ich nicht mehr beim Regiment, sondern bevölkerte als trauriger und ziemlich hoffnungsloser Fall die Lazarette und Kliniken in der Heimat. Ich weiß wohl, daß manche Leute, als der Krieg längst vorbei war, sich unter Ausnutzung weitherziger Bestimmungen die Lücken auf der Heldenbrust ausgefüllt haben. Was soll man dazu sagen? Nichts. Das ist schließlich Geschmackssache. Mich hat auch das nicht daran gehindert, mit meinem schlichten schwarz-weißen Bändchen zufrieden zu sein. Wir haben das damals in der Systemzeit mit gutem Gewissen und demonstrativ im Knopfloch getragen. Ist Ihnen übrigens schon einmal aufgefallen, daß General Ludendorff auf den meisten Bildern, die es von ihm gibt, das schwarz-weiße Band im Knopfloch trägt? Das Eiserne Kreuz zweiter Klasse trug er, wie Sie in seinen Lebenserinnerungen nachlesen können, nach der Schlacht bei Tannenberg, also für eine seiner hervorragendsten strategischen Leistungen als Stabschef, für eine der bedeutendsten siegreichen Vernichtungsschlachten der Weltgeschichte, verliehen. Daß er den Pour le mérite schon vorher für sein entscheidendes Eingreifen bei der Einnahme der Zitadelle von Lüttich erhalten hat, spielt dabei keine Rolle. Ich meine, daß dieses schwarz-weiße Band im Knopfloch Ludendorffs und noch mancher Heerführer sonst den unvergänglich hohen Wert des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse zur Genüge dokumentiert.

Und wie mit dem EK ist es schließlich auch mit den Spangen dazu und mit dem Kriegsverdienstkreuz, dem mit Schwertern und dem ohne. Ich weiß jedenfalls, daß manche Spange schwerer verdient worden ist als damals im ersten Weltkrieg das Kreuz selbst. Daß es auch umgekehrt vorkommt, daß leichter die Spange darüber gerät, spricht grundsätzlich nicht gegen ihren selbständigen Wert, der ja besagt, daß das dazugehörige Kreuz zweimal erworben wurde. Wir wollen uns diese Ehrenzeichen weder durch die menschlichen Unzulänglichkeiten, die im Verleihungsverfahren auftreten können, noch durch die hier und da spürbare Äußerlichkeit oder gar Eitelkeit der also Dekorierten entwerten lassen. Billig wird ein Ehrenzeichen nur bei dem, der billig dazu gekommen ist. Im übrigen wollen wir nicht vergessen, daß der feldgraue Rock allein schon Ehrenkleid ist, und wenn ich die Landser, die von draußen kommen, in der Eisenbahn treffe oder auf der Straße, so bezeuge ich ihnen meinen Respekt im Geiste, ohne daß ich erst durch irgendwelche Verzierungen dazu aufgefordert werde. Soviel Soldat bin ich auch heut noch unterm Velourshut, daß ich so ungefähr weiß, was ich von einem Manne vor mir zu halten habe.

Eins aber habt Ihr jungen Kameraden uns Weltkriegsteilnehmern jedenfalls voraus, und das revidiert die Frage, die wir hier erörtern, von Grund auf: Ihr könnt Euch die Kampfabzeichen erwerben, die wir alten Frontkämpfer von 14 bis 18 nicht kannten. Und da habt ihr eigentlich auch die Auszeichnungen, bei denen die menschlichen Unzulänglichkeiten und Ungerechtigkeiten so ziemlich ausgeschaltet sind; so weiß jeder genau, was der geleistet und mitgemacht hat, der das Infanteriesturmabzeichen oder das allgemeine Sturmabzeichen trägt. Die Nahkampfspange oder vollends das Panzervernichtungsabzeichen sind so klare und hohe Beweise der soldatischen Bewährung im unmittelbarsten Kampf, daß der Frontkämpfer dieses Krieges sich auch in der Art seiner Auszeichnung unverwechselbar abhebt von dem, der nicht aktiv gekämpft hat, und wenn es auch der tüchtigste Regimentsschreiber war. Vom „Vereinsabzeichen" zu sprechen, wie unter uns damals wohl manchmal schnöde die Rede ging, gibt es keinen Grund mehr. Die Gerechtigkeit und die Unterscheidung der wirklich Kämpfenden von den „Hilfsvölkern" hat damit einen ganz beträchtlichen, wie ich meine, entscheidenden Schritt vorwärts getan; das ist dem alten Frontsoldaten zu verdanken, der heute an unser aller Spitze steht und immer das Eiserne erster und das Verwundetenabzeichen trägt.

Daß ich aber das noch hinzufüge: wer Auszeichnungen trägt und sie verdient hat, der ist doppelt verpflichtet, sich auch danach zu benehmen. „Noblesse oblige" heißt ein alter Spruch, zu deutsch: Ritterschaft verpflichtet. Nicht nur allgemein, sondern zuallererst vor dem Kameraden.

Das ist ein langer Sermon geworden, und trotzdem habe ich nur die Hälfte gesagt von dem, was sich von hier aus dazu sagen läßt. Sei es für heute genug. Sie werden mich schon verstanden haben. In diesem Sinne herzlich die Hand und weiter Heil und Sieg!

Ihr

Georg Grabenhorst

ZWISCHEN-BILANZ UNSERER RÜSTUNG

Industrie durch Dezentralisation gegen Fliegerangriffe verhältnismäßig unempfindlich

Durch Fliegerangriffe kein Absinken der Rüstung, sondern weiterhin stetiges Steigen der Produktion

Monatliche Produktion aller Maschinengewehre im Mai um 70 Prozent gesteigert

Zahl der monatlich gefertigten Pakgeschütze seit 1941 bis heute um 600 Prozent gestiegen

Unsere Stromerzeugung nimmt zu, so daß sie mit der sich jährlich steigernden Anforderung Schritt halten wird

Die Menge der heute für das deutsche Kriegspotential Arbeitenden ist mehr als doppelt so hoch als im ersten Weltkrieg

Durch Stillegung Freiwerden für die Rüstung nötiger Energien. Industrieverlagerungen größten Ausmaßes

Im Monat Mai mehr schwere Panzer gefertigt als im gesamten Jahr 1941 zusammengenommen

Der Ausstoß aller gefertigten Geschütze wurde gegenüber dem Monatsdurchschnitt 1941 im Mai auf 400 Prozent gesteigert

Die Einsparungen von Strom, Gas, Wasser und Kohle durch die Bevölkerung helfen zur Steigerung der Produktion

Im Mai 1943 wurde das 6,3 fache in Tonnen der monatlichen Durchschnittserzeugung an Munition des Jahres 1941 gefertigt

Dreieinhalbmal soviel Kraftfahrzeuge wurden auf Generatorbetrieb (Holzgas) umgestellt als drei Jahre zuvor

Voraussetzung für stetige Produktion — Bereitstellung der Rohstoffe und notwendigen Arbeitskräfte

Alle noch im Frühjahr 1942 in der Rüstung vorhandenen Verkehrsschwierigkeiten sind inzwischen behoben

Männer an die Front und Waffen an die Front! Das war das Gebot der Stunde, als im Osten nach dem Fall von Stalingrad und dem ungeheuren Vorstoß der Sowjetarmeen eine ernste Situation entstanden war. Wenn in den letzten Monaten auf allen Gebieten der Rüstung eine bisher kaum für möglich gehaltene Erhöhung der Produktion, zum Teil um mehr als 200 %, erreicht wurde, so waren es vor allem die Arbeitskraft und der Einsatzwille des deutschen Volkes, die dieses Wunder vollbracht haben. Reichsminister Dr. Speer hat das Resultat knapp und sachlich in nüchternen Zahlen bekanntgegeben. Die Grundlage für diese gewaltige Rüstungsproduktion aber bilden die Rohstoffe, die Energiewirtschaft, der Arbeitseinsatz und der Verkehr. Was hier an Fortschritten erreicht wurde, soll unser Schaubild zeigen, das die Maßnahmen, die zu der gewaltigen Stärkung unseres Rüstungspotentials führten, versinnbildlicht.

Produktion des Jahres 1941 an Lokomotiven war im Mai 1943 um mehr als 300 Prozent gesteigert

Für jedes Geschütz Einsatz der Arbeitskräfte auf ein Drittel, Verbrauch an Rohstahl auf die Hälfte gemindert

Neue Fabrikationsmethoden und Erfahrungen werden zwischen den Betrieben vorbehaltlos ausgetauscht

ERICH HAASE

Grenadiere in der Verteidigung

Die Verteidigung ist die Kampfform des zahlenmäßig Unterlegenen. Der Befehl zur Verteidigung fordert das Halten der Stellung bis zum letzten Mann.

Diese beiden Tatsachen verlangen starke Seelenkräfte. Im Schützenloch müssen wir stillhalten, der Tod kommt mit dem Feind auf uns zu. Im Angriff besteht mehr der Eindruck, den Tod selbst zum Feind zu tragen. Im Rückzug können wir ihm durch Bewegung vorübergehend entgehen. Der unausgebildete einzelne Mann würde nur die ursprüngliche Kraft seiner Seele in den Kampf bringen. Das genügt nicht. Zwei Dinge fehlen: die Ausbildung und die innere Vorbereitung auf das Bild der Verteidigung.

Das Wichtigste ist die Ausbildung im Schießen. Meisterschützen fühlen sich dem Feind überlegen. Schlumpschützen knallen vor Angst in die Luft. Der Grenadier und sein Nebenmann müssen den Feind fallen sehen. Knallen ohne Treffen bereitet die Panik vor.

Über das Bild der Verteidigung muß vor dem Kampf Klarheit herrschen:

Ein Maschinengewehr kann ein Bataillon aufhalten. Wenn jeder Mann aus seinem Loch auftaucht und schießt, bleibt der Feindangriff liegen. Wer wegläuft, hat die größte Aussicht, vom Feind getroffen zu werden.

Im Kampf ist der einzelne Grenadier namenlos. Keiner sieht ihn. Und doch soll er im feindlichen Feuer den Kopf aus der Deckung heben und schießen.

In einem fremden Land verteidigt er ein ödes Dorf, einen unbekannten Fluß, einen Hügel, einen Waldrand. Bei der Verteidigung seiner Heimatstadt wäre der Zweck des Abwehrkampfes zweifellos sinnfälliger. Die Kompanieführer müssen daher jeden Mann in den Gesamtrahmen fest einbauen.

Man fordere stets klare Meldung: „Ich habe den Auftrag .... rechts von mir ..... links von mir .....“

Das gibt Sicherheit und nimmt das Gefühl des zusammenhanglosen Alleinseins.

Auf einem besonderen Posten oder in einer Truppe mit besonderem Namen ist der Kampf vielleicht schöner. Aber er ist, abgesehen von der größeren Zahl der Einsätze, schwer. Erfolge gelten als selbstverständlich. Mißerfolge werden von Neidern vergrößert.

Der Mann als einzelner mag innerlich stark sein. Damit ist es die Masse noch nicht, obwohl sie aus diesen einzelnen besteht. Die Masse neigt zum Schwarzsehen. Die Angst vor dem Tode mischt sich mit der Entschlossenheit der Tapferen. Daraus entsteht eine Durchschnittsstimmung. Ein Mann kann jedoch durch drei Worte, durch seinen Blick und durch seine Haltung die Stimmung in Minuten wenden: die Masse muß also im Kampf eine Seele bekommen.

Außer durch die Macht der Persönlichkeit wird die Zuversicht durch sachliche Anordnungen und ihre klare Überwachung gestärkt. Der Magen spielt dabei eine große Rolle. „Es klappt bei uns“, muß gesagt werden.

Zur erfolgreichen Abwehr des Feindes gehört ein starker Glaube. Der rechte Flügel der Kompanie muß an die Standhaftigkeit des linken glauben. Jeder Mann muß daran glauben, daß der Nebenmann im Feuer auch den Kopf hochnimmt. Schießen der ganzen Kompanie beim Feindangriff ist die beste Äußerung der Gemeinsamkeit, d. h. des Glaubens und des Vertrauens. Es läßt den Feind einen geschlossenen Willen spüren.

Manchmal wird schon die Stellung mit falschen Gedanken besetzt. Scheinbare Vernunftgründe lassen die Grenadiere nach rückwärtigeren, „günstigeren“ Stellungen blicken. Der Stellungsbau, Munitionsersatz usw. wird nicht energisch betrieben, weil es sich in dieser Stellung „nicht mehr lohnt“. Wechselstellungen liegen oft hinten statt seitwärts.

Am weitesten vorn ist das Vertrauen in der Abwehrkraft am größten. Erst hinten im allgemeinen erhält man durch die Fülle der Meldungen Zweifel. Geht man den Rückzugsgründen nach, sind es oft rein örtliche Rückschläge. Im Augenblick, besonders nachts, wirken sie erdrückend. Die geringe Zahl der Verluste beweist aber dann meist den nur seelischen Zusammenbruch. So wird wohl eine ausgebaute Stellung dem Feind überlassen.

Ein Maschinengewehr aber hält ein Bataillon auf.

Die Verteidigung ist also mehr als Angriff und Rückzug eine Angelegenheit der Seelenkräfte.

Der Grenadier muß an sich, den Kameraden und seinen Führer glauben.

Eine Kompanie, die einmal eine Überlegenheit des Feindes im harten Kampf abgewiesen hat, steht immer wieder.

Hauptmann Beck-Broichsitter



Links: „Schrecklich, diese Knallerei“, sagte ihre Majestät das „Girl“, das bei keiner Werbeaktion für die Armee der Vereinigten Staaten fehlen darf. Conny und Mickey aber nehmen die Hand an die Mütze, was — im Foto — einen guten Eindruck machen soll

Rechts: Der Nigger ist wieder zu Ehren gekommen. Roosevelt empfing sogar den Präsidenten der Negerrepublik Liberia. Die Schwarzen dürfen in der Armee Dienst tun, sollen die gleichen Rechte wie die Weißen genießen. Vorläufig „erledigen“ sie aber die schwereren Dinge

DAS KRIEGSHEER

Zu Beginn des Jahres 1917 führte der damalige Präsident Wilson über die Frage des uneingeschränkten U-Boot-Krieges den Bruch mit Deutschland herbei, nachdem er, in ähnlicher Form wie in diesem Kriege sein Nachfolger seit 1933, Roosevelt, eine fortgesetzte Politik einseitiger Parteinahme zum Nachteil des schwer ringenden Reiches befolgt und zugleich die Massen in den Vereinigten Staaten durch alle Mittel der Beeinflussung kriegswillig gemacht hatte. Im Februar 1917 wurden die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abgebrochen. Am 5. April folgte die Kriegserklärung.

Zunächst wurde eine der wenigen aktiven Divisionen unter General Pershing nach Frankreich übergeführt, bald darauf unter Zurücksetzung aller Überlieferungen die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz erhoben.

Unter Überwindung erheblicher Schwierigkeiten wurde nunmehr, gestützt auf die reichen Möglichkeiten, die die Wirtschaft der Vereinigten Staaten bot, das Expeditionskorps für den europäischen Kriegsschauplatz geschaffen. Die wesentlichen Engpässe lagen auf personellem Gebiet. Die schwache reguläre Armee gab Stamm- und Ausbildungspersonal für die Neuformationen ab, die nach Errichtung zahlreicher Lager schrittweise zunächst auf über 600 000 Mann, dann auf eine Million und zuletzt auf rund eineinhalb Millionen vermehrt wurden, von denen bis Anfang Juli eine Million auf französischem Boden standen. Hierbei ist von Interesse, daß die Verschiffungen von Truppen aus den Vereinigten Staaten nach Europa bis auf über 250 000 Mann je Monat anstiegen.

Die erste größere Gefechtsberührung zwischen unseren Truppen und Streitkräften der USA erfolgte am 15. Juli 1918 in der Champagne und an der Marne bei Chateau Thierry, nachdem die ersten „fertigen“ fünf Divisionen vom April ab in ruhigen Abschnitten der französischen Front an die Kampfverhältnisse im Westen gewöhnt worden waren.

Beachtet man dieses Datum, so wird ersichtlich, daß zwischen der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten und dem ersten bedeutenden Kampf reichlich einundeinviertel Jahr gelegen haben. Damit verliert die an sich zweifellos beachtliche Leistung, die die Vereinigten Staaten mit der Schaffung eines gewaltigen Heeres fast aus dem Nichts durchgeführt hatten, insofern erheblich an Wert, als sie kaum als Gradmesser für die allgemeine organisatorische Befähigung des neuen Gegners gelten kann. Selten konnte wohl in der Kriegsgeschichte ein Kriegsheer in größerer Ruhe und auf breiterer materieller und personeller Basis aufgestellt werden, als es hier geschah. Das reiche Erfahrungsgut der seit drei Jahren im Kampf stehenden Franzosen und Engländer stand ihnen zur Verfügung. Die Ausnützung aller Einrichtungen einer hafenreichen, kommerziell reich entwickelten Küste, aller Anlagen für Versorgung und Unterbringung, die im Frieden und im Laufe der Kriegsjahre in einem an Hilfsmitteln überreichen Hinterland geschaffen waren, war ihnen uneingeschränkt möglich. Fast das ganze Jahr 1917 und der Winter 1917/18 konnte der Ausbildung und Eingewöhnung der Truppen, dem Einspielen der großen Verbände und der Schulung der Führer dienen. Die Versorgung über See war kein Problem für die Vereinigten Staaten. Weder die Zahl der deutschen U-Boote noch ihr Wirkungsbereich gestattete es, von der Nordsee oder der flandrischen Küste her fühlbar auf die Verbindungslinien der Amerikaner über den Atlantik einzuwirken. So vollzog sich Bildung und Aufmarsch des USA-Expeditionsheeres mit größter Planmäßigkeit.

Freilich, selbst unter diesen überaus günstigen Verhältnissen gab es Reibungen und Störungen. Sie waren besonders fühlbar, als „die Große Schlacht in Frankreich“ im Frühjahr 1918 unsere englisch-französischen Gegner fast zum Erliegen gebracht und damit zum ersten Male eine unvorhergesehene Beschleunigung der Transporte notwendig gemacht hatte. Unter äußerster Ausnutzung des verfügbaren Schiffsraumes und unter Verzicht auf die Mitnahme von Waffen und Gerät wurde Wochen und Monate hindurch das herübergeführt, wonach die schwer ringenden Verbündeten schrien: Menschen, Menschen, militärisch gesprochen also: Infanterie. Alles übrige blieb im Rückstand, so die Organisation der Stäbe, der Artillerie, Bespannung, Verpflegung, ja selbst der Luftwaffe. Die auf diese Weise beschleunigt nach Europa gebrachten Truppen waren dort für längere Zeit auf die Ausstattung mit Heeresausrüstung angewiesen, die die Mächte der Entente ihnen lieferten. Auch hinsichtlich ihrer Operationen waren die Amerikaner naturgemäß für geraume Zeit im höchsten Maße von der unmittelbaren Zusammenarbeit mit Engländern und Franzosen abhängig.

Danach hat es sehr lange gedauert, bis das USA-Heer zu dem kriegsentscheidenden Faktor wurde, den es beim Ausgang des ersten Weltkrieges darstellte. Personell aus einem völlig frischen, unverbrauchten Volk, materiell aus einer seit Jahren in die Kriegsproduktion weitgehend eingeschalteten Wirtschaft herausgewachsen, hat es trotzdem nur sozusagen hinter dem Schilde der Franzosen und Engländer seine volle Stärke gewinnen können.

Heute liegen die Dinge ganz anders. Der am meisten einschneidende Unterschied ist in der gegenüber dem ersten Weltkriege völlig geänderten Transportlage zu sehen. Es bedarf keiner Betonung an dieser Stelle, was es bedeutet, wenn jetzt ständig eine vervielfachte Zahl von U-Booten, deren jedes einzelne eine gegenüber dem Weltkrieg wesentlich gesteigerte Leistungsfähigkeit besitzt, von günstig gelegenen Stützpunkten aus gegen die feindlichen Überseeverbindungen in ihrer gesamten riesenhaften Ausdehnung operiert. Die Ereignisse an den westlichen wie an den östlichen Gestaden des Atlantik wie im Mittelmeer haben gerade in den letzten Wochen eine deutliche Sprache gesprochen. Von der Gemütsruhe, mit der sich 1917 und 1918 die amerikanischen Transporte vollziehen konnten, dürfte heute kaum noch die Rede sein. Daß angesichts der Seekriegslage und der Inanspruchnahme der USA im Kampf gegen Japan, aber auch bei der Last, die die eigene Rüstung wie die der Verbündeten, vor allem auch ihre Verschiffung, den Vereinigten Staaten auferlegt, von einer vollen personellen Ausschöpfung der Menschenfülle in den USA für einen Kampf in Europa nicht die Rede sein kann, ist einleuchtend.

Aber noch manches andere hat sich gegenüber dem ersten



Man sprach einmal von einem reizenden Krieg. Jetzt ist man bemüht, dem amerikanischen Bürger das Gruseln beizubringen. Denn so ist wohl dieses Bild zu verstehen, das als Werbefoto für die „US-Armee" in der großen Zeitschrift „Life" veröffentlicht wurde und einen USA-Soldaten zeigt, der mit aufgepflanztem Bajonett einem „Gegner" auf den Leib rückt



DER USA

EIN VERGLEICH ZWISCHEN DEM ERSTEN WELTKRIEG UND HEUTE

VON GENERALLEUTNANT DITTMAR

Weltkrieg grundlegend gewandelt. Heute ist keine Front kriegsgewohnter, starker Verbündeter vorhanden, hinter der sich Aufmarsch, Eingewöhnung und Vorbereitung neu aufgestellter Verbände vollziehen könnte.

Wir übersehen bei dem Versuch, die Machtmittel der USA abzuschätzen, nicht, daß diese schon seit fast ein und einem halben Jahre im Kriege stehen. In Verbindung mit der weitgehenden Belieferung unserer Gegner seit Kriegsbeginn trägt diese Tatsache zweifellos dazu bei, daß dieses Mal ein organisatorischer Vorsprung gegenüber dem ersten Weltkriege gegeben ist. Die Kriegsmaschinerie der Vereinigten Staaten läuft, darüber kann kein Zweifel bestehen, schon seit langer Zeit auf hohen Touren. Auch das Maß an Erfahrungen, das unser jüngster Gegner sammeln konnte, mag als nicht unerheblich zu veranschlagen sein.

Aber diesen positiven Momenten stehen andererseits auch höchst negative gegenüber. Auch in den USA wird ernsthaft nicht bestritten werden können, daß die Kämpfe gegen das uns verbündete Japan bisher unter keinem günstigen Stern gestanden haben. Der materielle Verlust, der des Ersatzes bedarf, ist zweifellos unerhört, von den Verlusten an Rohstoffquellen abgesehen. Aber als nicht weniger wesentlich dürften auch jene Einbußen gelten, die Selbstvertrauen und Kampfmoral unseres Gegners dadurch mindestens an Ort und Stelle erlitten haben werden.

Die Kämpfe in Tunesien haben in dieser Beziehung interessante Aufschlüsse gegeben. Die US-Amerikaner haben sich im ganzen wenig gewandt und nur selten mit letzter Hingabe geschlagen. Was sie erreicht haben, verdanken sie im wesentlichen der materiellen Überlegenheit und der Übermacht der Zahl, die ihnen zur Verfügung stand. Es hat nicht an Stimmen besonders von britischer Seite gefehlt, die mit einer gewissen Genugtuung die soldatische Minderwertigkeit ihrer anspruchsvollen Verbündeten feststellten. Auch ohne Überschätzung solcher Spannungen sind diese Dinge doch bezeichnend genug, um vermerkt zu werden. Der den Soldaten der USA von den Engländern beigelegte Spitzname „dough-boys" (Teig-Jungen) entbehrt jedenfalls nicht einer charakteristischen Note. Mindestens steht fest, daß den us-amerikanischen Soldaten zunächst noch die Kriegsgewohnheit und damit die Härte fehlt.

Wir schätzen trotzdem die kämpferischen Eigenschaften des USA-Soldaten gerade vom Weltkriege her hoch ein. Wo er uns gegenübertrat, zeigte er Härte in der Abwehr, Schneid und Todesverachtung im Angriff. Aber diese starken Seiten traten doch besonders hell hervor gegenüber den verbündeten Franzosen und Engländern, die seit langem nur noch hinter Kampfwagen und unter dem Schutz einer unerhörten Artillerie zum Angriff antraten und die meist liegenblieben, wenn auch nur ein einziges deutsches MG schoß. Vor allem aber: Was für ein Gegner war es, dem damals in den Herbsttagen des Jahres 1918 der Amerikaner in wenig rühmlicher Weise den Fangstoß zu geben suchte?

Wir wissen es noch genau, wie es damals um den deutschen Frontsoldaten bestellt war: Übermüdet, unzureichend ernährt, mangelhaft bekleidet und ausgerüstet, endlich auch von der Heimat im Stich gelassen, trat er zum Kampf gegen den zahlenmäßig weit überlegenen, von einem Übermaß an Waffen unterstützten, dazu körperlich und seelisch frischen Gegner an. Es ist ein besonderes Ruhmesblatt für unsere Truppen, wenn der Oberbefehlshaber der USA-Truppen den langsamen Fortschritt der Offensive westlich der Maas noch im Oktober 1918 damit begründete, daß die deutsche Führung mehr und mehr „erstklassige Divisionen" herangeführt habe. Erstklassige Divisionen in gewohntem Sinne gab es damals auf deutscher Seite nicht mehr. Es ist nützlich, an diese Dinge zu erinnern, um zu ermessen, wie anders die Dinge heute auf deutscher Seite liegen. Die Zeit, im ersten Weltkriege unser schlimmster Feind, arbeitet in diesem Kriege mindestens in dem gleichen Maße für uns wie für unsere Gegner. Den Zuschuß an Kraft, den die Entente damals durch den Kriegseintritt der USA gewann, verschaffen wir uns heute durch die fortschreitende Konsolidierung unseres Kontinents.

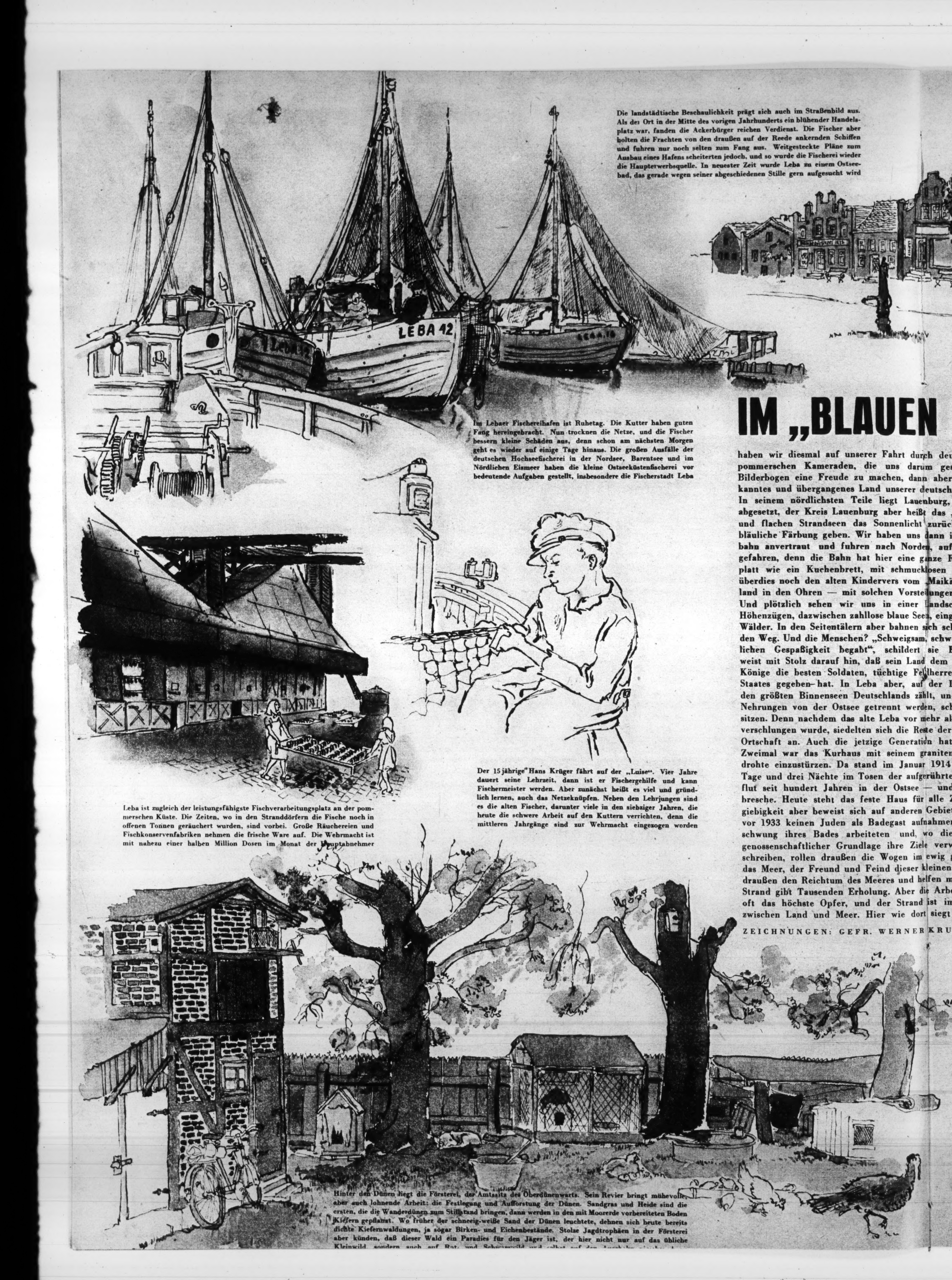
Selbst unter den damaligen ungleichen Kräfteverhältnissen traten im übrigen die negativen Eigenschaften des USA-Soldaten klar in Erscheinung. Sie waren gute Krieger, aber noch lange keine guten Soldaten. Die Führung aller Grade war und blieb ungewandt, starr, unbeweglich, zu selbständigen Entschlüssen wenig befähigt, zu einem Bewegungskriege mit weitgesteckten Zielen in keiner Weise geeignet.

Die geringe soldatische Überlieferung im amerikanischen Volk kam hierin zum Ausdruck.

Es ist eine offene Frage, ob die kriegerischen Tugenden, die während des Weltkrieges zweifellos, wenn auch ohne letzten Belastungsproben ausgesetzt zu sein, im amerikanischen Soldaten lebendig waren, auch heute noch in vollem Umfange vorhanden sind. Wagemut, Abenteuerlust, persönlicher Schneid sind als Erbe der Pionierzeit, der Zeit der Durchdringung des amerikanischen Kontinents, auch heute sicher nicht verschwunden. Die Primitivität, mit der die große Masse auch den hohlsten Schlagworten folgt, verbunden mit einer tief eingewurzelten kindlichen Überzeugung von der Auserwähltheit des Volkes von USA, vermag aller Voraussicht nach auch heute noch eine kriegswillige, ja begeisterte Stimmung zu schaffen. Inwieweit diese auch starken Belastungen und Enttäuschungen, wie jeder Krieg sie bringen kann, gewachsen sein wird, muß dahingestellt bleiben. Sehen wir von den Freiheitskämpfen der USA gegen England und von der inneramerikanischen Auseinandersetzung des Sezessionskrieges ab, so haben die Vereinigten Staaten bisher noch nie in ihrer Geschichte in einem Kampf um ihre nationale Existenz gestanden. So kann diese Frage aus historischer Betrachtung nicht beantwortet werden.

Sicher ist aber, daß seit 1918 im amerikanischen Volk starke Wandlungen vor sich gegangen sind. Die Zuwanderung von „fremdstämmigen", d. h. nicht aus dem Bereich der nordisch bestimmten Völker stammenden Elementen um die Jahrhundertwende wird sich heute auch hinsichtlich des militärischen Wertes der Gesamtnation bemerkbar machen. Wirtschaftskrise und in ihrem Gefolge Massenarbeitslosigkeit, Entwurzelung der Farmer, Schwinden des Mittelstandes legen den Gedanken nahe, daß das USA-Volk heute nicht mehr das gleiche ist wie im ersten Weltkriege. Vor allem muß das Überwuchern jüdischen Geistes, wie es besonders seit 1933, dem Beginn der Ära Roosevelt, in Erscheinung getreten ist, von nachteiligem Einfluß für die sittlichen Eigenschaften unseres jüngsten Gegners gewesen sein. Es gab und gibt einsichtige Amerikaner genug, die dieser Befürchtung mehr oder weniger deutlichen Ausdruck gegeben haben.

Wir sind trotzdem weit davon entfernt, unmittelbare Auswirkungen von diesen Wandlungen zu erwarten. Unsere Gewißheit, auch den Amerikanern überlegen zu sein, gründet sich auf festeren Grundlagen: Wir sind uns bewußt, was ein Volk vermag, das im tiefsten Sinne soldatisch denkt und fühlt und im soldatischen Geist erzogen ist. Wir wissen, daß wir im ersten Weltkriege aller Beschränktheit der Zahl und der Mittel und allen Versäumnissen der politischen Führung zum Trotz einer Welt von Feinden, auch den Amerikanern, innerlich stets gewachsen gewesen sind. Was uns damals zum Erfolge fehlte, besitzen wir heute in ganz anderem Maße. Wir sind besser ernährt, bewaffnet und ausgerüstet, als wir es 1918 waren, das zahlenmäßige Verhältnis ist ungleich günstiger als damals. Vor allem: Eine zielklare Führung, die alle nationalen Kräfte zu wecken und zu einheitlicher Wirkung zu bringen weiß, steht heute — anders als im ersten Weltkriege — an der Spitze des kämpfenden Europa.



Die landstädtische Beschaulichkeit prägt sich auch im Straßenbild aus. Als der Ort in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein blühender Handelsplatz war, fanden die Ackerbürger reichen Verdienst. Die Fischer aber holten die Frachten von den draußen auf der Reede ankernden Schiffen und fuhren nur noch selten zum Fang aus. Weitgesteckte Pläne zum Ausbau eines Hafens scheiterten jedoch, und so wurde die Fischerei wieder die Haupterwerbsquelle. In neuester Zeit wurde Leba zu einem Ostseebad, das gerade wegen seiner abgeschiedenen Stille gern aufgesucht wird

Im Lebaer Fischereihafen ist Ruhetag. Die Kutter haben guten Fang hereingebracht. Nun trocknen die Netze, und die Fischer bessern kleine Schäden aus, denn schon am nächsten Morgen geht es wieder auf einige Tage hinaus. Die großen Ausfälle der deutschen Hochseefischerei in der Nordsee, Barentsee und im Nördlichen Eismeer haben die kleine Ostseeküstenfischerei vor bedeutende Aufgaben gestellt, insbesondere die Fischerstadt Leba

IM „BLAUEN

haben wir diesmal auf unserer Fahrt durch deu
pommerschen Kameraden, die uns darum ge
Bilderbogen eine Freude zu machen, dann aber
kanntes und übergangenes Land unserer deutsch
In seinem nördlichsten Teile liegt Lauenburg,
abgesetzt, der Kreis Lauenburg aber heißt das
und flachen Strandseen das Sonnenlicht zurüc
bläuliche Färbung geben. Wir haben uns dann i
bahn anvertraut und fuhren nach Norden, auf
gefahren, denn die Bahn hat hier eine ganze F
platt wie ein Kuchenbrett, mit schmucklosen
überdies noch den alten Kindervers vom „Maikä
land in den Ohren — mit solchen Vorstellunger
Und plötzlich sehen wir uns in einer Landsc
Höhenzügen, dazwischen zahllose blaue Seen, eing
Wälder. In den Seitentälern aber bahnen sich sc
den Weg. Und die Menschen? „Schweigsam, schw
lichen Gespaßigkeit begabt“, schildert sie
weist mit Stolz darauf hin, daß sein Land dem
Könige die besten Soldaten, tüchtige Feldherre
Staates gegeben hat. In Leba aber, auf der
den größten Binnenseen Deutschlands zählt, un
Nehrungen von der Ostsee getrennt werden, sc
sitzen. Denn nachdem das alte Leba vor mehr al
verschlungen wurde, siedelten sich die Reste der
Ortschaft an. Auch die jetzige Generation hat
Zweimal war das Kurhaus mit seinem graniten
drohte einzustürzen. Da stand im Januar 1914
Tage und drei Nächte im Tosen der aufgerührte
flut seit hundert Jahren in der Ostsee — und
bresche. Heute steht das feste Haus für alle
giebigkeit aber beweist sich auf anderen Gebiet
vor 1933 keinen Juden als Badegast aufnahmen
schwung ihres Bades arbeiteten und, wo die
genossenschaftlicher Grundlage ihre Ziele verw
schreiben, rollen draußen die Wogen im ewig
das Meer, der Freund und Feind dieser kleinen
draußen den Reichtum des Meeres und helfen m
Strand gibt Tausenden Erholung. Aber die Arb
oft das höchste Opfer, und der Strand ist im
zwischen Land und Meer. Hier wie dort siegt

ZEICHNUNGEN: GEFR. WERNER KRU

Leba ist zugleich der leistungsfähigste Fischverarbeitungsplatz an der pommerschen Küste. Die Zeiten, wo in den Stranddörfern die Fische noch in offenen Tonnen geräuchert wurden, sind vorbei. Große Räuchereien und Fischkonservenfabriken nehmen die frische Ware auf. Die Wehrmacht ist mit nahezu einer halben Million Dosen im Monat der Hauptabnehmer

Der 15jährige Hans Krüger fährt auf der „Luise“. Vier Jahre dauert seine Lehrzeit, dann ist er Fischergehilfe und kann Fischermeister werden. Aber zunächst heißt es viel und gründlich lernen, auch das Netzeknüpfen. Neben den Lehrjungen sind es die alten Fischer, darunter viele in den siebziger Jahren, die heute die schwere Arbeit auf den Kuttern verrichten, denn die mittleren Jahrgänge sind zur Wehrmacht eingezogen worden

Hinter den Dünen liegt die Försterei, der Amtssitz des Oberdünenwarts. Sein Revier bringt mühevolle, aber auch lohnende Arbeit: die Festlegung und Aufforstung der Dünen. Sandgras und Heide sind die ersten, die die Wanderdünen zum Stillstand bringen, dann werden in den mit Moorerde vorbereiteten Boden Kiefern gepflanzt. Wo früher der schneeig-weiße Sand der Dünen leuchtete, dehnen sich heute bereits dichte Kiefernwaldungen, ja sogar Birken- und Eichenbestände. Stolze Jagdtrophäen in der Försterei aber künden, daß dieser Wald ein Paradies für den Jäger ist, der hier nicht nur auf das übliche Kleinwild, sondern auch auf



Der Badestrand von Leba ist auch im Kriege nicht ausgestorben. Seine Gäste sind wie überall Rüstungsarbeiter, Urlauber und erholungsbedürftige Mütter und Kinder. Im Strandkorb „Leba 163" treffen wir eine Berliner Mutter mit ihren zwei Mädeln, deren Haus bei einem Terrorangriff schwer beschädigt wurde. Als sie hört, daß dieses Heft an die Front geht, schreibt sie schnell ihrem Mann einen Gruß

EN LÄNDCHEN"

t durch deutsche Lande Quartier bezogen. Einmal, um
darum geschrieben haben, mit diesem heimatlichen
, dann aber auch, um euch alle einmal in ein oft ver-
erer deutschen Heimat zu führen: nach Hinterpommern.
Lauenburg, der SF-Zug Berlin—Danzig hat uns dort
heißt das „Blaue Ländchen", weil seine vielen großen
nlicht zurückstrahlen und dem ganzen Land eine tief-
uns dann in Lauenburg der eifrig bimmelnden Küsten-
Norden, auf Leba zu. Das ist schneller geschrieben als
eine ganze Reihe von Bergen zu überwinden. Das Land
hmucklosen Dörfern und weltfremden Bewohnern, und
vom „Maikäfer flieg" und dem abgebrannten Pommern-
Vorstellungen waren auch wir in dieses Land gekommen.
einer Landschaft mit langgestreckten dicht bewaldeten
ue Seen, eingebettet in grüne Wiesen und herrliche dunkle
hnen sich schäumende Wildwasser durch enge Schluchten
eigsam, schwer zugänglich, knorrig, aber mit einer freund-
ldert sie Ernst Moritz Arndt. Und jeder Pommer
Land dem preußischen Staate nach dem Zeugnis seiner
ge Feldherren, wie überhaupt die treuesten Stützen des
r, auf der Landbrücke zwischen dem Leba-See, der zu
ds zählt, und dem Sarbsker See, die beide durch lange
werden, scheint ein besonders zäher Menschenschlag zu
vor mehr als 400 Jahren von einer furchtbaren Sturmflut
lie Reste der Einwohner wieder am Meere in der heutigen
neration hat ihren Kampf mit den Elementen geführt.
nem granitenen Turm durch Sturmfluten gefährdet und
Januar 1914 die gesamte arbeitsfähige Bevölkerung drei
r aufgerührten Wassermassen — es war die größte Sturm-
stsee — und warf Sandsäcke in die entstandene Mauer-
us für alle Zeiten gesichert. Die Zähigkeit und Unnach-
deren Gebieten. Sei es, daß die Lebaer schon lange Zeit
st aufnahmen, sei es, daß sie mit allen Mitteln am Auf-
und, wo die Amtsstellen nicht gleich mitmachten, auf
e Ziele verwirklichten. — Während wir diese Zeilen
en im ewig gleichen Rhythmus gegen den Strand, braust
ieser kleinen Fischer- und Badestadt. Ihre Männer bergen
und helfen mit, daß der deutsche Tisch gedeckt bleibt, ihr
ber die Arbeit auf dem Meere ist gefahrvoll und fordert
Strand ist im Toben der Elemente wie eine Kampflinie
ie dort siegt pommersche Standhaftigkeit und Zähigkeit.

RNER KRUSE • TEXT: GEFR. KURT MILTE

Die Fischerfrauen haben kein leichtes Los. Während der Mann draußen auf dem Meere ist, bleiben ihnen alle Sorgen um Haus und Kinder. Wenn er dann zurückkommt, heißt es hart mit zupacken, damit der Fang ausgeladen und die Fische ausgeschlachtet werden

Das „blinkende Auge" des Leuchtturms ist die Laterne, der glasverkleidete Oberbau, in dem sich auf einer rotierenden Scheibe der starke Prismen-Scheinwerfer dreht. Bis auf 70 km können die Schiffer draußen auf dem Meere das Leuchtfeuer sehen

Das Wappen von Leba zeigt einen roten Seelöwen mit dem Deutschordenskreuz. Leba erhielt 1457 vom Deutschen Ritterorden das Stadtrecht

Wo zu alter Zeit der pommersche Bauer Stilo auf hölzernem Turm allabendlich eine große Petroleumlaterne an einem Galgen hochzog, steht seit 38 Jahren der 30 Meter hohe eiserne Leuchtturm, der nach ihm benannt ist. „Stilo" wird vom Leuchtturmwärter Thoms betreut, einem alten pommerschen Küstenartilleristen, der seit bald 25 Jahren dieses verantwortungsvolle Amt versieht und in dieser Zeit schon viel erlebt hat. Denn gerade bei Leba sind Schiffsstrandungen recht häufig. Die Bergung des Strandgutes war früher eine gute Einnahmequelle für die Lebaer, denn vom Erlös stand ihnen die Hälfte zu

Wer schuf Deine Waffe?

Die BRÜDER Mauser

Schon am Bahnhof der kleinen Stadt überfällt einen das ungeheure Getöse der Waffenfabrik; die Einwohner hören es längst nicht mehr, aber den Fremden verfolgt es bei Tag und Nacht.

Ich pflege an fremden Orten den Friedhof zuerst aufzusuchen, wenn ich Zeit dazu habe. Aus Gräbern kann man manchmal mehr lesen als aus dem Reiseführer. Dort also liegen die alten Waffenmeister begraben, noch aus der Zeit der Vorderlader, die in der alten Königlichen Waffenfabrik hergestellt wurden, und auf einer Terrasse, wenige Schritte voneinander getrennt, ruhen die beiden großen Söhne der kleinen Stadt: Wilhelm Mauser und Paul Mauser. Der Lärm der Waffenschmiede, die sie gegründet und in der die Waffenmeister, die hier um sie herum liegen, an der Werkbank gestanden haben, dröhnt auch über diesen Friedhof hin, der Donner der Schmiedehämmer, die den Stahlblock ins Gesenk schmettern, das dumpfe Krachen der Schüsse aus der überdeckten Anschußbahn. Der friedsame Bürger, wenn er es nicht aus Lebzeiten her schon gewohnt wäre, könnte auf diesem Friedhof die Ruhe nicht finden, aber den Männern aus der Waffenschmiede, die hier schlafen, mag der Lärm aus ihrer Werkstatt wie Musik noch hinabklingen ins Grab. Wenn der Lärm der Hämmer und der Schüsse in der Fabrik war, dann war ihre gute Zeit. Mit Böllerschüssen und Fackelzug empfing die Stadt ihre Bürger Wilhelm und Paul Mauser, wenn sie mit großem Auftrag fürs Werk aus fremden Ländern zurückkehrten, aus Serbien und aus der Türkei. Dann rauchten die Schornsteine wieder, die Hämmer hatten zu schmettern, und die Männer hatten zu tun. Der glückbringende Lärm hob an und brachte Wohlstand über die Stadt. Die hier unter der Erde ruhen, haben auch Zeiten der bedrückenden Werkstille erlebt. Viel haben die beiden Brüder Mauser um ihr Werk und ihre Erfindungen kämpfen müssen und um das tägliche Brot ihrer Arbeiter. Sie kamen nicht von oben herab, sondern von unten herauf, den harten Weg. Das Schicksal wollte, daß sie die Krönung ihres Wirkens, den gewaltigen Betrieb ihrer Werke im Kampf des eigenen Volkes, niemals erleben sollten. Wilhelm starb im Jahre 1882, Paul am 29. Mai 1914, wenige Wochen vor der großen Zeit seines Lebenswerkes, als sich das Mausergewehr Modell 98 im Sinn seiner Bestimmung bewähren sollte. Zwei unter den dreizehn Söhnen und Töchtern des Garniturfeilers Franz Andreas Mauser aus der Königlichen Waffenfabrik, Wilhelm und Paul, standen als Arbeiter wie andere am Schraubstock und halfen mit, den Unterhalt der Familie zu bestreiten. Aber nach Feierabend gehörte ihnen die Welt. Am Biertisch waren sie nicht zu finden. Sie bauten an ihrer Erfindung, an dem Modell einer Hinterladekanone. Damals wurden die Kanonen noch von vorn geladen, und es war also eine große Tat. Wenn sie von der doppelten Arbeit todmüde in ihre Betten fielen, dann sahen die beiden Batterien mit ihrer Kanone auffahren, und der Feldherr dankte der Erfindung der Brüder Mauser den Sieg. Es gibt Väter, die ihre Buben für alles Außergewöhnliche prügeln, aber der Garniturfeiler Mauser hatte den Sinn für das höhere Ziel. Als das Modell fertig war, verfaßte man am Familientisch ein untertänigstes Handschreiben und sandte es nebst dem Modell an den König. Mit fiebernden Herzen standen in diesen Tagen die Brüder Wilhelm und Paul am Schraubstock in der Königlichen Waffenfabrik. Und der König ließ auch dieses Modell in die Sammlung seines Arsenals einreihen, wo der Staub darauf fiel, und den Erfindern eine Belohnung in Höhe von 120 Gulden auszahlen. Der Traum von den Batterien war ausgeträumt.

Lange Zeit hat nun dieses Mausersche Kanonenmodell, das Erstlingswerk, im ehemaligen Armeemuseum im Alten Schloß in Stuttgart gestanden. Wie oft bin ich wohl als Bub daran vorbeigegangen, aber die Kanonen interessierten mich nicht, nur die Gewehre und Pistolen! Heute halte ich unter dem farbenfrohen Himmel der alten Augustinerklosterkirche, in der die Mauserwerke ihr Waffenmuseum eingebaut haben, dieses Kanonenmodell andächtig in der Hand. Mit diesem Modell ist ein kleines Wunder geschehen. In den Annalen der Werke wird es als verschollen bezeichnet; man hat sich wohl vergeblich darum bemüht, dieses alte Familienstück zurückzugewinnen. Seitdem hat es nun im Alten Schloß in Stuttgart gebrannt, wie man weiß, und zwar gerade in dem Flügel, in dem sich das Armeemuseum, das Glück meiner Jugend an Regensonntagen, befand. Eines Morgens kommt der alte Oberingenieur, der die Mausersche Waffensammlung in der Klosterkirche betreut, an seinen Arbeitstisch, und darauf steht das Modell der alten Mauserkanone, der allerersten und darum kostbarsten Mauserwaffe. Keine Zeile der Erklärung dabei. Niemand weiß, wie das Modell hierhergekommen ist. Es wollte wohl heim.

Mauser Modell 71, das erste deutsche „Reichsgewehr"

Jetzt arbeiteten die Brüder Wilhelm und Paul an einem Hinterladegewehr für Metallpatronen, aber sie kamen damit zu spät. Paul Mauser führte die noch nicht durchentwickelte Waffe dem Kaiser Franz Joseph in Wien, Wilhelm dem Preußischen Ministerium in Spandau und dem bayerischen Kriegsminister in München vor. Aber die große Konjunktur für Hinterladegewehre, die der Krieg von 1866 gebracht hatte, war vorüber; man hatte sich mit Hinterladegewehren von Wänzl,

Dreyse und Werder bereits versorgt. Wiederum nach dem Krieg 1870/71 erhob sich die Forderung nach einer neuen und besseren Bewaffnung des deutschen Heeres. Unermüdlich hatten die Brüder Mauser die Arbeit an ihrem Gewehr fortgesetzt. Wilhelm fuhr wieder nach Spandau, gab Verbesserungswünsche nach Hause weiter, wo sie Paul mit Feuereifer in Angriff nahm. Und nach Wochen zwischen Enttäuschung und Hoffnung und härtester Arbeit wird das Mausergewehr Modell 71 vom Preußischen Kriegsministerium empfohlen und von Kaiser Wilhelm I. als Infanteriegewehr der preußischen Truppen und damit als „erstes deutsches Reichsgewehr" angenommen. Damit — sollte man denken — waren die Gebrüder Mauser Kommerzienräte und lebten in Reichtum und Glück bis an ihr seliges Ende. Ach nein, keineswegs! Die preußische Militärverwaltung ließ die Erfinder wissen, daß sie nicht eine Lizenzgebühr für jedes hergestellte Gewehr, sondern eine bestimmte Summe als einmalige Abfindung zu zahlen gedenke. Diese Summe belief sich auf — 8000 Taler! Aber nun kamen die großen Aufträge zur Herstellung der vielen Hunderttausende von Gewehren. Die jüdische Firma Loewe in Berlin (bisher Nähmaschinen), drei preußische und drei Suhler Gewehrfabriken erhielten sie, und schließlich wurde auch noch die österreichische Waffenfabrik mit einem Auftrag auf 600 000 Gewehre betraut. Die Gebrüder Mauser aber erhielten eine Bestellung von 3000 Visieren!

Großer Erfolg auch in ausländischen Heeren

Erst jetzt, als sie die kleine Bestellung am Rande des großen Geschäfts mit ihrem Gewehr, das die anderen machten, in Händen hielten, kamen die erfolgreichen Erfinder notgedrungen auf den Gedanken, daß sie die Errichtung einer eigenen Fabrik ins Auge fassen müßten. Für die 8000 Taler, die sie für ihr Gewehr erhalten hatten, war freilich keine Fabrik zu haben, es ergab sich aber, daß die Königliche Gewehrfabrik, ihre alte Arbeitsstätte, nicht abgeneigt war, in Verhandlungen einzutreten, und im Jahr 1873 erwarb die in den Sitzungszimmern der Württembergischen Vereinsbank soeben gegründete Kommanditgesellschaft Gebrüder Mauser und Cie. um 200 000 Gulden diese Fabrik unter der nachträglich bewilligten Bedingung, daß ihr die Lieferung des Mausergewehrs Modell 71 für das 13. (württembergische) Armeekorps übertragen werde. Es handelte sich dabei um 99 700 Gewehre zu 20 Taler das Stück.

200 Maschinen liefen im August 1874. Im Jahr 1878 war der württembergische Auftrag erfüllt, es folgten 26 000 Gewehre Modell 71 für China. 1876 bringt Paul Mauser seinen hervorragend gearbeiteten Armeerevolver heraus; es war ein Mißerfolg. In Spandau, in Petersburg, Prag und Wien wurde die Waffe abgelehnt. Aber nun hat Serbien eine Neubewaffnung seiner Armee geplant. 1879 fährt Wilhelm Mauser nach Belgrad, und es gelingt ihm, nach drei Jahren eine Bestellung auf 120 000 Gewehre hereinzubringen. Seit 1879 arbeitet Paul in seiner Erfinderwerkstatt an einem Mehrladegewehr, aus dem dann das deutsche Infanteriegewehr Modell 71/84 entstand; aber wiederum vergaben die deutschen Regierungen die Lieferungsaufträge an andere Stellen; es blieb bei einer geringen Lizenzgebühr. Der serbische Auftrag ist erledigt, die Vereinsbank ist unzufrieden und kündigt den Vertrag; aus der bisherigen Commanditgesellschaft Gebrüder Mauser und Cie. wird die Aktiengesellschaft „Waffenfabrik Mauser" (deren Aktien sich später Jud Loewe zu verschaffen wußte). Da gelingt es Paul Mauser im Jahre 1887, den großen türkischen Auftrag einzuholen; 500 000 Gewehre und 50 000 Karabiner Modell 71/84 im verkleinerten Kaliber von 9,5 Millimeter! Das war ein Fest! Auf die nächsten zehn Jahre war die Fabrik versorgt und hatte zu tun. Die Schlote qualmten, die Hämmer dröhnten ...

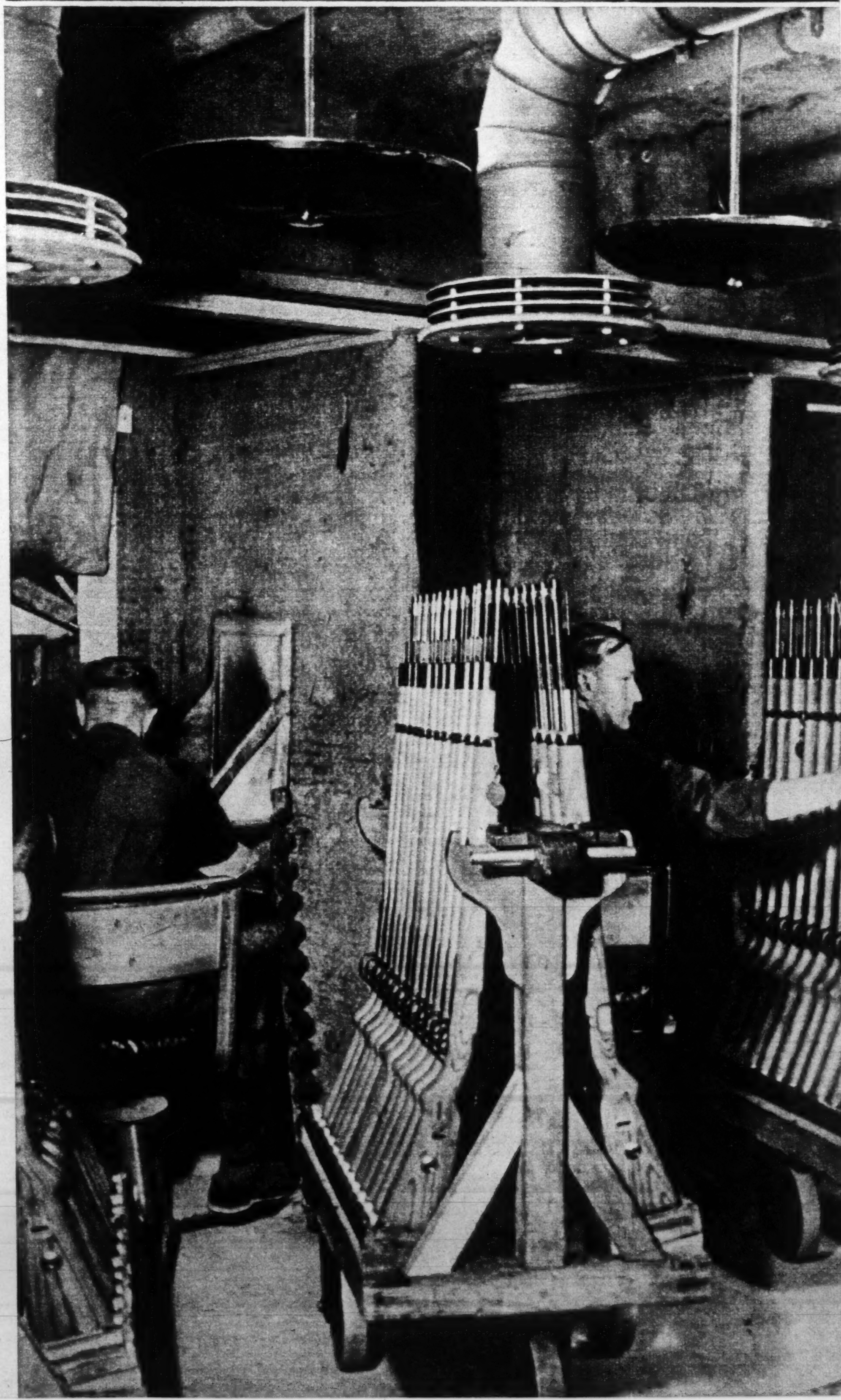
Der denkwürdigste Tag: 5. April 1898

Das hat man auch noch nicht erlebt: die Waffensammlung in der Kirche! Aber das war schon zu Napoleons großen Zeiten, als der württembergische Oberst und Staatsrat Karl Friedrich von Kerner, ein Bruder des Dichters Justinus, durch das Land ritt im Auftrag seines Königs, einen geeigneten Ort zur Errichtung einer „Königlichen Waffenfabrik" ausfindig zu machen. Hier in dem alten Kloster hat Paul Mauser gewohnt, gewirkt und gelitten. Hier sehen wir vor uns die wirkliche Leistung aus der Erfinderkammer Paul Mausers, die Stahl und Waffe gewordenen vorwärtsstrebenden Gedanken. Wenn man das so bedenkt: wie nah beisammen ist doch — auch auf diesem Gebiet — das Ergebnis, das an die Öffentlichkeit dringt, und wie ungeheuer der Aufwand an Leistung. Ein halbes Jahrhundert lang hatte Paul Mauser täglich stundenlang in seiner Erfinderwerkstatt gearbeitet, in langen blitzenden Reihen stehen hier in den Vitrinen seine Versuchsgewehre, zehn, zwölf, zwanzig, bis dann wieder ein Punkt des Erfolgs erscheint mit dem Schild: „Originalmodell des Infanteriegewehrs 98". Dieses Infanteriegewehr 98, die beste Leistung Paul Mausers, hat er angefangen zu bauen, als die kleine Stadt noch im Begeisterungstaumel über den türkischen Auftrag auf Modell 71/84 war. Was die Fabrik in Arbeit hat, das hat der Erfinder lang überlebt; er wirkt voraus. Dem rauchlosen Pulver und dem kleinen Kaliber gehört jetzt die Zukunft. 1889 kommt er mit einer neuen Waffe heraus. Sie wird in Belgien eingeführt. 1893 bestellt die spanische Regierung nach diesem Modell ein noch kleineres Kaliber von 7 Millimeter, und sofort verlangt auch die Türkei die allerneueste Waffe. „God en de Mauser!" sagten die Buren; es war dieses Gewehr, mit dem sie gegen die Briten um ihre Freiheit kämpften.

Siehe da, auch in seinem Vaterlande galt zuletzt der Prophet! Man hatte in Deutschland genug von dem „Judenflinten"-Modell der Firma Loewe, die die Konjunktur des kleinen Kalibers und rauchlosen Pulvers so flink auszunutzen verstanden hatte (mit dem Schloß-System Mauser und dem Magazin von Mannlicher). Seit 1895 machte man auch in Deutschland Versuche mit dem neuen Mausergewehr, und am 5. April 1898 wurde es als Modell 98 vom deutschen Heer angenommen. Diesmal kamen auch die Aufträge auf Herstellung an die Fabrik, die nun ein Großbetrieb war mit 3000 Maschinen.

Paul Mauser, der unermüdlich in seiner Erfinderkammer Schaffende, hatte gesiegt.

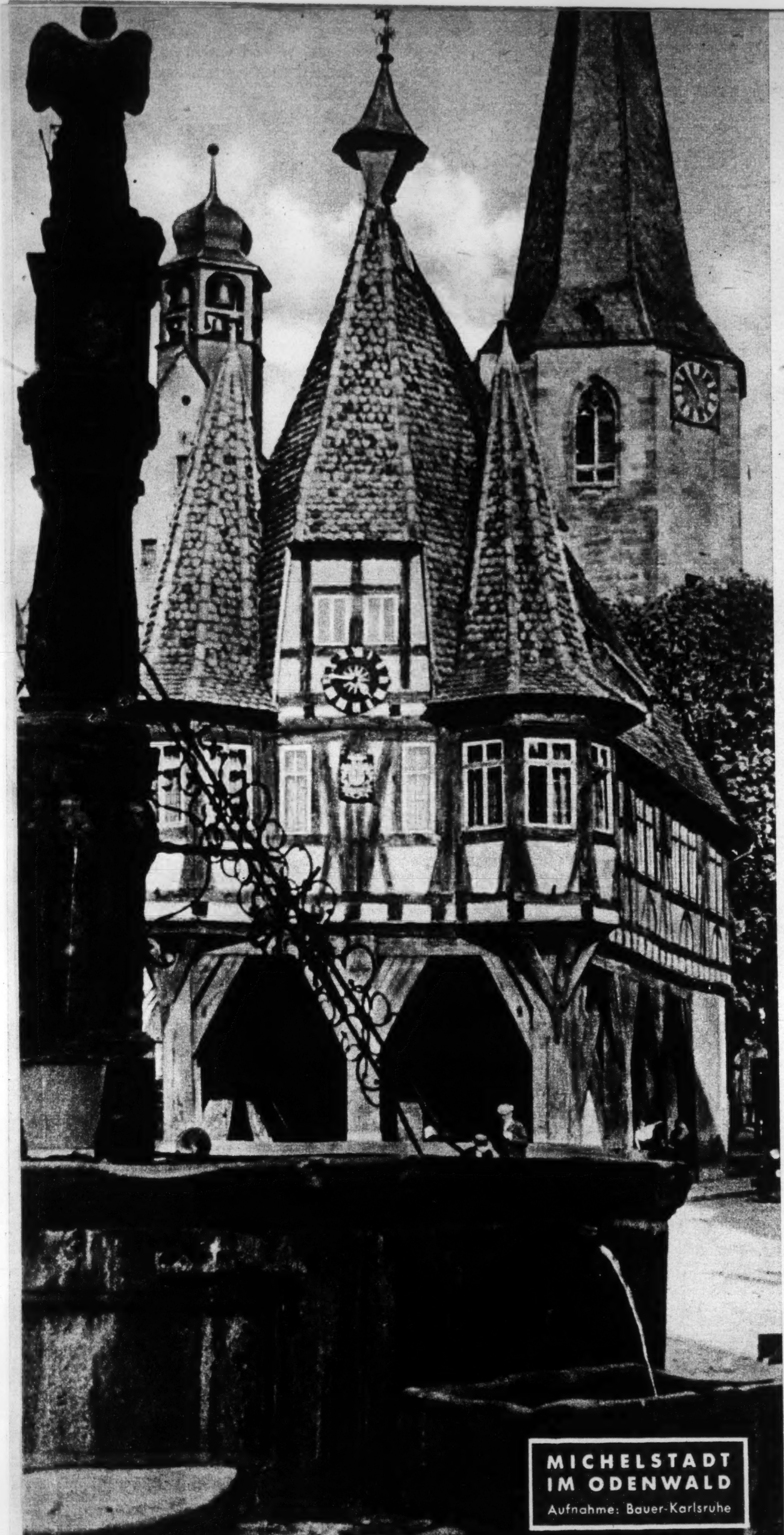




Oben: **In der Schäfterei.** *Das gibt den Karabiner 98; noch etwa 1700 Arbeitsgänge und vieler Hände Schaffen stehen bevor, bis endlich der erste Schuß fällt. In der Schaftfabrikation haben Frauen die Arbeit der Männer übernommen*

Unten: **Im unterirdischen Schießstand.** *Die ersten fünf Schuß entscheiden, ob Streuung und Treffpunktlage den Bedingungen der Schießtafeln gerecht werden. Erst nach eingehender Prüfung durch einen Waffenoffizier verläßt der Karabiner das Werk*

Aufnahmen: Wachtmeister Erich Bauer - Karlsruhe



MICHELSTADT IM ODENWALD

Aufnahme: Bauer-Karlsruhe

Daß ich ein Stück von deinem Leid,
daß ich ein Teil von deiner Lust,
du Scholle, drauf mein Sein gedeiht,
das hat' ich früher nicht gewußt.

Nun aber Leben so wie Tod
mich tausendfach mit dir verschweißt,
bin Not ich deiner Erden not
und Geist von deinem Geist.

KURT ARNOLD FINDEISEN

Adam und Eva

von Josef Martin Bauer

Als Adam des Morgens um halber sechs erwachte und wenige Minuten später seiner Eva begegnete, schämte er sich seiner Nacktheit; denn er war mit einer kurzen Lederhose und sonst gar nichts angezogen. Eva aber schlich an ihm vorbei und schämte sich nicht minder, weil ihre Bekleidung aus sonst gar nichts bestand als aus einem langen, bis an die Knöchel reichenden Nachthemd. Nachdem sie beide sich geschämt hatten und beide einander deswegen den Morgengruß schuldig geblieben waren, steckte Adam den Kopf tief und prustend in die Wasserschüssel und schabte sich alsdann den Bart ab, um eine Viertelstunde später, sauber gewaschen und angezogen, unter seinem bürgerlichen Namen Lukas Präbeck pflichtgemäß seinen Dienst zu beginnen als Hausknecht der Gastwirtschaft „Zum Pfau".

Gleich nach ihm lief Eva, die eigentlich Veronika hieß und den Kuhstall der Gastwirtschaft „Zum Pfau" versorgte, die Treppe hinunter, rotbackig und wohlgelaunt wie immer.

So begann jeder Tag der beiden. Und aus irgendwelchen Gründen hatten die hochachtbaren und boshaften Herren, die im Nebenzimmer des „Pfauen" verkehrten, für Lukas und Veronika zwei andere Namen aufgebracht, so daß man sie kaum irgendwo noch anders nannte als Adam und Eva. Veronika mahlte den Kaffee, bevor sie in den Stall ging; denn sie schämte sich immer noch und wollte jetzt dem Hausknecht Lukas nicht begegnen. Lukas aber gab den zwei Pferden den Morgenhafer, bevor er seine Arbeit im Haus anfing. Er schämte sich nämlich immer noch dieser Begegnung mit Veronika und wollte ihr nicht sogleich wieder unter die Augen treten.

Eine kleine Stunde später aber führte Veronika mit leiser Gewalt eine Begegnung herbei. Sie winkte im Türstock des Kuhstalles, und Lukas, der in solchen Dingen etwas schwer von Begriff war, mußte nach mehrmaligem Winken begreifen, daß Veronika ihn einlud zu einem kleinen Gespräch — natürlich wieder zu einer Unterhaltung über die Liebe.

„Er hat geschrieben", begann Veronika schamhaft. Lukas wußte nicht, wer geschrieben haben sollte, und sagte nur kurz: „So? Ja. Soso. Er hat geschrieben."

Veronika wurde heftiger. „Du weißt ja gar nicht, wer!"

„Nein, daß weiß ich nicht." Lukas gestand es kleinlaut.

„Ich möchte heiraten", meinte Veronika mit einem leichten Anflug von schamhafter Verliebtheit. Lukas aber ging nun seines Weges und knurrte nur noch zurück: „Dann heirate doch! Bist alt genug dazu!"

Daraufhin weinte Veronika eine Weile, und am Abend dieses Tages schrieb sie an den, der ihr geschrieben hatte, er möge doch am nächsten Sonntag kommen. Das schrieb sie in der Kammer, die Wand an Wand neben der Hausknechtskammer lag. Veronika seufzte zuweilen, während sie den Brief zu Ende schrieb, und einige Male schaute sie nach der Tür, die sie nicht abgeschlossen hatte, um ja den Hausknecht nicht zu behindern, wenn dieser vielleicht einmal in der Dunkelheit versehentlich an die falsche Tür kommen sollte. Weil Lukas sich nicht irrte in der Kammertür und auch sonst nicht dergleichen tat, als wolle er der rotbackigen Veronika nähertreten, gab Veronika den Brief am andern Morgen schweren Herzens zur Post.

Am Sonntag darauf lehnte Veronika unentwegt recht auffällig im Türstock des Kuhstalles. Lukas ärgerte sich bitter darüber und gab dem schnurrbärtigen Mann, der gegen Abend durch den Gang daherschlurfte und ihn nach der Magd Veronika fragte, mit einem unfreundlichen Daumendeuten die Richtung nach der Kuhstalltür an. Er selbst schlüpfte schnell in seine gute Joppe und stapfte davon. So etwas ertrug er nicht. So etwas konnte er nicht mit ansehen.

Er ging fort und traf Veronika erst wieder am andern Tag, als sie ihn eilig beiseiterempelte im Gewölbegang, wo die leeren Fässer lagen. „Gestern war er da", brachte Veronika eilig heraus. Lukas aber stellte sich dumm. „Wer denn?" „Na! Wer denn! Er!" Veronika war erbost über soviel Gleichgültigkeit. „Er wird mich heiraten, verstehst du?"

„Ja, ja. Er wird dich heiraten." Lukas knurrte nur. „Was sagst du dazu?" fragte Veronika lauernd. „Gefällt er dir?"

„Gefallen? Nein. So einen mit einem herabhängenden Schnurrbart möchte ich nicht, wenn ich du wäre."

„Wenn einer so einen Bart hat, sieht man wenigstens, daß er ein Mannsbild ist." Veronika wurde boshaft, aber sie erreichte nichts damit.

„Wann heiratet ihr denn schon?" fragte Lukas gleichgültig.

„Warum?" Veronika war entsetzt.

„Warum! Der Wirt braucht eine andere Kuhmagd, wenn du gehst. Das muß man zeitig wissen."

Und nun sagte Veronika mit einem weinerlichen Unterton in der Stimme, daß sie mit dem Mann darüber gar nicht gesprochen habe, daß er überhaupt bloß von den schönen Kühen geredet und sie kaum angesehen habe. Daß der Besucher nur ihr Bruder gewesen sei, gab sie nicht zu. Daß sie alles bloß eingefädelt und alles Drumherum nur gelogen habe, um Lukas endlich zu einem Wort hin oder her zu zwingen, durfte sie nicht zugeben, sonst lachte Lukas vielleicht und war am Ende gar nicht mehr eifersüchtig.

Zwei Wochen gingen herum, ohne daß Lukas und Veronika auch nur ein Wort miteinander gewechselt hätten. Es kam in dieser Zeit wohl vor, daß Adam seiner Eva wieder einmal am frühesten Morgen in sehr unvollständigem Gewand begegnete, aber Lukas schaute an Veronika vorbei, er sah sie einfach nicht mehr.

Als das schweigende Nebeneinanderlaufen nicht mehr auszuhalten war, machte Veronika das Maß des Ungehörigen voll. Sie kam am Marktsonntag angetrunken heim, richtig beschwipst, denn sie lachte immerzu und hing am Arm eines Mannes.

Der Mann setzte sich neben Veronika auf die Fässer im Gewölbegang und legte einen Arm um die Magd. Das mußte Lukas mit ansehen, und er beobachtete obendrein in dem fahlen Licht, daß dieser Mann wieder ein anderer war, daß er keinen Schnurrbart hatte und daß er mit Veronika ganz so tat, als hätte er die Hochzeit schon für die nächsten drei Wochen im Sinn. Und richtig ließ Veronika tags darauf ein Wort vom Heiraten fallen.

Jetzt aber konnte Lukas nicht mehr an sich halten. Er warf der Magd grimmig zu: „Du heiratest alle vier Wochen einen andern! Du bist ja eine — eine . . .“ „Was?“ brauste Veronika auf.

„Du weißt es selber, was du bist!“ knurrte Lukas und machte sich davon. Das jedoch, was er hätte sagen sollen, sagte er nicht, und Veronika kam bald darauf schon wieder mit einem Mann daher, der — Lukas konnte es beobachten — sich auf den Barrenrand im Stall setzte, während Veronika beim Melken war. So plauderten sie eine halbe Stunde, und als der Fremde gegangen war, stellte Lukas die Magd zur Rede, wie sie sich denn das vorstelle mit ihrem liederlichen Leben.

Veronika aber sagte nur trotzig, daß sie den da heiraten werde. Das sagte sie bei jedem, darum wurde Lukas böse und hielt es ihr vor, er schrie, und Veronika weinte. Veronika gestand schließlich, von Lukas in die Enge getrieben, daß der Bursche ihr wohl vom Heiraten etwas gesagt habe, daß sie selbst aber, hinter der Kuh auf dem Melkschemel sitzend, sich nicht Zeit genommen habe, den Besucher anzusehen.

Das beruhigte Lukas einigermaßen und gereichte ihm derart zur Befriedigung, daß er in der kommenden Zeit wieder freundlich war zu Veronika. Aber das, was er in seiner Freundlichkeit sagen sollte, brachte er nicht heraus. Er ging neben Veronika, als kümmerte ihn ihr Dasein nicht, und niemals, auch wenn er ein Glas zuviel getrunken hatte, irrte er sich in der Tür.

Für einige Zeit ertrug Veronika das.

Dann begann sie wieder ihren liederlichen Lebenswandel. Sie lud sich einen Mann ein, den Lukas zu kennen glaubte, und unterhielt sich mit dem Mann auf sehr ernste Art. Was sie sprachen, konnte Lukas nicht hören. Auf jeden Fall aber war es ein ernstes Gespräch, ernster als die Unterhaltungen, die Veronika bisher mit andern Mannsleuten gepflogen hatte.

Tags darauf setzte Veronika ein boshaftes, überlegenes Lächeln auf, wenn sie an Lukas vorbeiging, und sie trieb das so lange, bis Lukas nachforschte und erfuhr, wer dieser Mann war. Und richtig stellte er die Magd gleich darauf. „Du wächst dich ja sauber aus, Veronika!“

„Warum?“ Jetzt war es an Veronika, sich dumm zu geben.

„Du weißt wohl nicht, daß der Mann, den du neulich bei dir gehabt hast, verheiratet ist?“ Lukas trumpfte bitter auf.

„Oh, ich weiß es schon“, gähnte Veronika, „aber seine Frau ist krank, die wird höchstens noch ein Jahr zu leben haben.“

Da kramte Lukas seinen ganzen Vorrat an Schimpfnamen aus und schrie und tobte und ließ Veronika weinend zurück, als er zum Pfauenwirt lief und für Lichtmeß seinen Dienst aufsagte. Der Pfauenwirt war erstaunt über so viel Heftigkeit, aber Lukas schrie weiter und erzählte schließlich, was Veronika ihm erzählt hatte, was sie trieb, wie schlecht und verdorben sie war.

Der Wirt nahm sich Veronika einmal vor und fragte sie aus. Die Magd aber tat nicht einmal schuldbewußt. Sie gab zu, daß dieser Mann verheiratet war, daß seine Frau krank war, aber was ihre Nachfolgerschaft betraf, so mußte da wohl ein Irrtum Platz gegriffen haben, denn sie wollte sich doch nur als Magd dorthin verdingen. Im übrigen meinte Veronika, werde es ihr nun langsam zu bunt mit diesem ewigen Versteckspiel. Wenn Lukas nicht begreife, dann werde sie sowieso gehen.

„Aha!“ pfiff der Pfauenwirt durch die Zähne.

„Aha!“ Er stellte sie zu Lichtmeß beide aus, die Kuhmagd und den Hausknecht. Denn — so sagte er — er wollte Sauberkeit haben in seinem Haus. Als sie beide ihre Kästen aufgeladen hatten, ließ der Wirt jedoch alles wieder abladen und in die Kammern bringen, aber Veronikas Sachen in die Hausknechtskammer und die Sachen des Hausknechts in Veronikas bisherige Kammer. Er stellte die Magd und den Hausknecht wieder ein und gab ihnen dringend auf, von jetzt an alles zu unterlassen, was von den Leuten übel ausgelegt werden konnte.

Und richtig: es dauerte keine drei Tage, dann hatte sich Lukas, der in alter Gewohnheit seinen Trott ging, auch schon in der Kammertür geirrt, wie Veronika es ein Jahr lang vergeblich gewollt hatte. Die Eva hatte ihren Willen, der Adam begriff allmählich, daß er wie einst sein Namensvetter der Reingefallene war, aber beide behaupteten, sie hätten es immer schon so gewollt.

Schwierige Unterhaltung

Während eines Fußballspieles soll neulich folgende Unterhaltung zwischen einem Manne, der noch niemals ein Spiel gesehen hatte, und einem begeisterten Fußballanhänger vorgekommen sein:

„Wenn ich also recht verstehe, soll der Ball in das Tor dort hinein?“

„Natürlich soll der in das Tor hinein.“

„Ja, aber da steht doch ein Herr drin, der wirft den Ball immer wieder aus dem Tor heraus!“

„Natürlich! Der will doch, daß kein Ball durch das Tor geht.“

„Wenn ich also recht verstehe, soll der Ball doch nicht in das Tor hinein?“

„Natürlich soll der nicht hinein.“

„Aber da läuft doch eine Menge Männer umher, die immer wieder den Ball nach dem Tor treten.“

„Natürlich. Wer die meisten Tore schießt, hat gewonnen.“

„Wenn ich also recht verstehe, soll der Ball doch in das Tor hinein?“

„Natürlich soll er hinein.“

„Ja, aber da steht doch ein Herr im Tor, der wirft den Ball immer wieder heraus?“

„Natürlich! Der darf doch keinen Ball passieren lassen.“

„Wenn ich also recht verstehe, dann soll der Ball doch nicht in das Tor hinein?“

Da nahm der andere eine Zaunlatte und schlug ihn tot.

Curt Seibert







Vier Privatdetektive stellen sich vor!

DAS ERGEBNIS UNSERER PREISFRAGE „DIE BRIEFTASCHE IN LINIE 5“

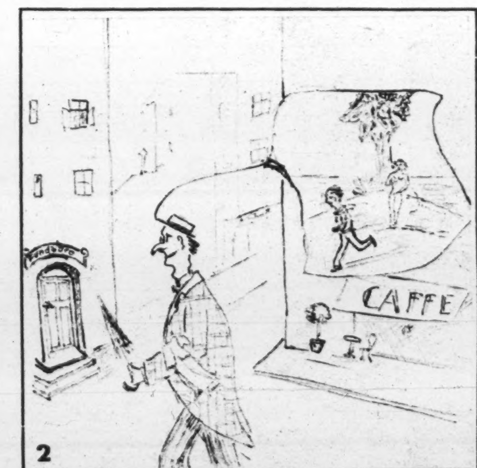
In Folge 12 unserer Zeitschrift hatten wir eine Kurzgeschichte „Die Brieftasche in Linie 5“ durch einen Bildstreifen ergänzt, den wir oben noch einmal veröffentlichen. Die Geschichte selbst hatte folgenden Inhalt:

Ein Mann hat seine Brieftasche mit 400 RM verloren und erzählt dies in einem Kaffeehaus einem Freunde. Da erhebt sich am Nebentisch ein Mann, besonderes Kennzeichen: roter Schlips mit goldener Hufeisennadel, und sagt dem Verlierer, er habe eine Brieftasche gefunden, müsse aber erst die genaue Beschreibung und Ort und Zeit des Verlierens wissen, ehe er sie ihm aushändigen könne. Der Verlierer gibt diese Auskünfte und muß dann feststellen, daß die Brieftasche, die der freundliche Herr ihm vorlegt, nicht die seine ist. Der Herr verschwindet — zum Fundbüro, wo ihm tatsächlich auf Grund der genauen Angaben die fremde Brieftasche ausgehändigt wird. Der Verlierer, der etwas später kommt, hat das Nachsehen. Hier beginnt nun unser Bildstreifen, zu dem ein passendes Schlußbild gezeichnet werden sollte, eine Aufgabe, die, wie wir mit Freude feststellen, eine gewaltige Zahl von Privatdetektiven auf den Plan gerufen hat. Wir haben darum auch die Buchpreise auf vier erhöht, die den Preisträgern direkt zugehen. Als Proben kriminalistischen Scharfsinns veröffentlichen wir untenstehend die Lösungen der vier Preisträger, bei mehreren gleichwertigen Lösungen wurden sie durch das Los ermittelt.

Die meisten haben natürlich erkannt, welche Möglichkeit dem Verlierer der Brieftasche in die Hand gegeben war, als er den rotbeschlipsten Betrüger mit einem Mädchen im Wasser, ihre Kleidungsstücke aber unbeschützt an einem Baum entdeckte. „Vielen Dank für die Brieftasche, die Hose liegt beim Fundbüro“, Leutnant Fritz Krumpholz, F.-P.-Nr. 17664 (Zeichnung Nr. 1) hat diese Lösung am nettesten zu Papier gebracht. Das Mädchen aber wendet sich mit Grausen von dem hilflos im Hemde dastehenden Betrüger ab. (In einer anderen Einsendung macht die Schöne sich sogar unverzüglich an den rechtmäßigen Brieftaschenbesitzer heran, als dieser Geld und Brieftasche wiederbekommen hat!) Oberwachtmeister Ernst Baader, F.-P.-Nr. 33565, kommt auf anderem Wege (Zeichnung Nr. 2) zum gleichen Ziel: der Verlierer nimmt nur die Mädchenkleidung mit und ist dann (hoffentlich!) Kavalier genug, die Sachen beim Fundbüro abzuholen, sich selbst aber der Gerechtigkeit auszuliefern. Er warnt dabei vor selbständiger Wiederaneignung der Brieftasche — Überschreitung der Selbsthilfebefugnisse! Zu spät! In der Zeichnung des Gefreiten Schäfer, F.-P.-Nr. 44844 (Nr. 3) hat den unglücklichen Verlierer bereits das Geschick ereilt: ein vorüberkommender Polizeibeamter packt ihn am Kragen und verhaftet ihn. Die überraschendste Lösung aber hat sich Gefreiter Heinrich Scholz, F.-P.-Nr. 38505, ausgedacht; es ist beinah ein kleiner rührender Herzensroman daraus geworden: Der „bessere“ Herr mit dem roten Schlips ist der noch unbekannte Verehrer der Tochter des Verlierers. Er will zunächst den erhofften Schwiegervater in Schrecken versetzen, um ihn dann — Hand in Hand mit der Auserwählten (Zeichnung Nr. 4) — freudig zu überraschen. Liebe geht seltsame Wege!



1



2


3


4

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht“ K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin

Des Meeres und der Mode Wellen

Ach, wie haben doch die Alten
Noch auf „Anstand" streng gehalten,
Zeigte man doch selbst im Bade
Nicht mehr als die unt're Wade,
War mal etwas mehr zu seh'n,
Schalt man es verrucht — obszön,
Und die Mutter nahm diskret
Ihre Tochter ins Gebet.
Was die Frau an Reizen ziert,
War für Männer rationiert
Und nach Werben und viel Mühen
Nur durch Trauschein zu beziehen.



Hier sieht man drei Strand-Sirenen
(Doch uns packt kein Herzenssehnen).



Ahnungsloser Unschuld Treiben
Mußten Herren fernebleiben.

Heute ist man schon figürlich
Formbetont und drum natürlich,
Ganz der Sonne hingegeben —
Das ist doch ein ander Leben!

Aufnahme: Erich Balg



Denn, was dorten sie erblickt,
Hätt' nicht immer sie entzückt.

Dieser Anblick dahingegen
Konnte schon das Herz bewegen.

Jahre später ist man kühner
(Selbstverständlich sind's Berliner).
Wie man sieht, sind auch die Herrn
Noch dem Dreieckhöschen fern.

Text: Konradin